

Gegen die Ignoranz des Westens: Der Osten muckt endlich auf

Deutschland feiert den Tag der Deutschen Einheit. Zeit, die schreiend ungerechten Differenzen zwischen Ost und West zu benennen. Ein Gastbeitrag.

Anke Domscheit-Berg

02.10.2023 | 05:56 Uhr



Sonntagnachmittag im Mauerpark
Rolf Zöllner/imago

Dies ist ein Text zum Spezial zum Tag der Deutschen Einheit, den die Redaktion der Berliner Zeitung zusammengestellt hat. Lesen Sie alle Texte online hier.

Seit mehr als 30 Jahren wird Kritik aus dem Osten pauschal als Jammern diffamiert, werden Studien von Wissenschaftlern über die eklatante Benachteiligung von Ostdeutschen weitgehend ignoriert – und sogar zum Nachteil für Forscher mit Karriereambitionen.

Man, also die westdeutsche Mehrheitsgesellschaft, interessiert sich null für den Osten, und wenn, dann nur für das Schlechte. Filme mit Ostbezug laufen in den Ostsendern. Im Westen bekommt man vom Osten kaum etwas mit, außer wenn Wahlen anstehen oder sich das Vorurteil „Der Ossi ist ein Nazi“ bestätigen lässt. Oder an Jahrestagen: Am 17. Juni gibt es was zum Volksaufstand, am 3. Oktober zur Wiedervereinigung, und am 9. November läuft ein Erinnerungsfilm zum Mauerfall.

Als normale deutsche Region mit einer beeindruckenden Vielfalt von Natur, Kultur und Zivilgesellschaft kommt der Osten im Westen medial kaum vor, und das seit Jahrzehnten. Das macht etwas mit den Menschen, und so wird die Spaltung zwischen Ost und West nicht kleiner, sondern größer, selbst wenn die Arbeitslosenzahlen sinken. Der Mensch lebt nämlich nicht vom Brot allein.

Menschen, die gruppenspezifisch benachteiligt und ignoriert werden, die qua Geburtsort einen stereotypen Stempel aufgedrückt bekommen, deren Geschichte und aktuelle Lebenswirklichkeit nicht interessieren und deren Alltag, Erfahrungen und Positionen im öffentlichen Diskurs nicht oder nur extrem selektiv mit Fokus auf alles Negative vorkommen, die sind frustriert, selbst wenn sie einen Vollzeitjob haben und von ihrer Hände Arbeit leben können.

Aber wer das früher kritisierte, wurde als Jammer-Ossi disqualifiziert, mit dessen oder deren Argumenten musste sich dann auch niemand mehr auseinandersetzen, denn Jammern ist ja nur eine subjektive Reaktion, ein Gemütszustand, geschuldet einem grundpessimistischen Blick auf die Umwelt, wer jammert, hat nur die falsche Einstellung zum Leben.

Allzu direkt kommt bei Kritik am Ost-West-Verhältnis, das nicht nur von Ungerechtigkeit, sondern auch von Ignoranz und Herablassung gegenüber allem Ostdeutschen geprägt ist, der Generalvorwurf, man wolle wohl die Mauer und die Diktatur wiederhaben. Das Gleiche passiert erschreckend oft auch bei jeglichem Versuch, irgendeine DDR-Erinnerung in einem positiven Kontext zu beschreiben, zum Beispiel die allgemeine Gesundheitsversorgung, den Breitensport, Kinos auf dem Land oder das Niveau der Bildung. Es war geradezu unmöglich, einen differenzierten Diskurs auf Augenhöhe zu führen. Und so perlte jegliche Kritik ab am Teflon der westdeutschen Eliten, die Deutungshoheit und Wahrheitsmonopol für sich beanspruchten.



Paulus Ponizak/Berliner Zeitung

Aber dann schrieb die Brandenburger Historikerin Katja Hoyer in England das Buch „Diesseits der Mauer. Eine neue Geschichte der DDR“, das dort als Sachbuch viel gelesen und ernsthaft diskutiert wurde, was wiederum in (West-)Deutschland erst zu Verwunderung führte und dann ebenfalls zu guten Verkaufszahlen. In diesem Jahr landete auch Dirk Oschmann, ein Leipziger Germanistikprofessor mit thüringischen Wurzeln, einen Spiegel-Bestseller mit „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“, einem Buch, in dem er zornig anklagt, leidenschaftlich parteiisch für den Osten streitet, weil er ganz offensichtlich die Schnauze gestrichen voll davon hat, mit dem Label „Ossi“ ein ganzes Bündel pauschaler negativer Stereotype übergeholfen zu bekommen.

Seine Kritik ist intellektuell formuliert und präzise mit Fakten unterlegt, in einem halben Jahr verkauften sich bereits zwölf Auflagen. Hoyer und Oschmann das Label „Jammer-Ossi“ anzuheften, ist vor diesem Hintergrund nicht möglich. Und damit haben der Autor und die Autorin eine Bresche geschlagen für den Osten, wie zwei Mäuerspechte haben sie sich auf die unsichtbare Wand gestürzt, die Ost und West nach wie vor voneinander trennt, und nun bekommt sie Risse, und das ist gut, aber auch überfällig.



Arbeiter auf dem blühenden Tulpenfeld in Schwaneberg bei Magdeburg
Yauhen Yurchak/imago

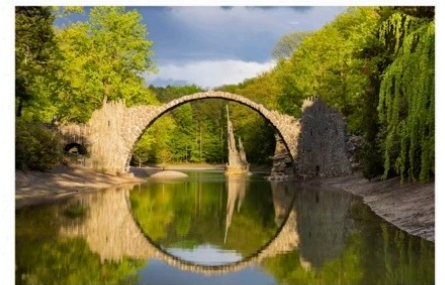
Als Ossi muss man im Durchschnitt mehr arbeiten

Vielleicht fängt ja jetzt der Westen an, sich für den Osten zu interessieren in einer aufrichtigen Neugier für das, was unsere vielfältige Region ausmacht, aber auch für das, was falsch läuft und warum. Vielleicht fängt ja jetzt der Westen an, nach Gründen für dies und das auch auf der eigenen Seite zu suchen und sich der eigenen Verantwortung zu stellen. Wenn der Osten eine Zukunft haben soll, dann braucht es Chancengleichheit und ein Ende der pauschalen Benachteiligung.

Aber wie Frauen und Migranten längst wissen, Diskriminierung kann man nicht als Betroffene von Diskriminierung beseitigen, dazu braucht es ein Bewusstsein derer, die diskriminieren, und ihren Willen, daran etwas zu ändern. Mit anderen Worten: Westdeutsche Eliten müssen erst einmal anerkennen, dass „die Ossis“ nicht dümmer oder weniger ehrgeizig sind als ihresgleichen, sondern systematisch und strukturell diskriminiert werden, wie Oschmanns Buch mit eindeutigen Fakten belegt, die jedem längst bekannt waren, der sie kennen wollte, aber bei westdeutschen Eliten waren das nicht viele.

Als Ossi muss man im Durchschnitt mehr arbeiten und verdient trotzdem 22 Prozent weniger, man hat kaum Chancen auf eine top Führungsposition, und das sogar im Osten, wo nicht einmal ein Drittel der großen Unternehmen von Ostdeutschen geleitet werden. Die langfristigen Folgen eines Arbeitslebens mit weniger Einkommen sind ein signifikant geringeres Eigentum, weniger Flexibilität bei Lebensentscheidungen, höhere Armutsquoten und geringere Erbschaften.

Auch 33 Jahre nach der Wiedervereinigung finden sich Ostdeutsche nur zu etwa zwei Prozent unter den Topeliten, die Zeitungen haben fast alle westdeutsche Chefredaktionen, Universitäten, Orchester, Museen werden fast ausschließlich von Westdeutschen geleitet, genau wie die meisten größeren Unternehmen, im Militär gibt es überhaupt keine Ostdeutschen in Spitzenpositionen. Selbst bei den Bundestagswahlen kandidierten in meinem Brandenburger Wahlkreis für fünf von sechs Parteien Westdeutsche, ich war die Einzige mit ostdeutschen Wurzeln.



Der Rhododendronpark Kromlau im Landkreis Görlitz.
Sylvio Dittrich/imago

Zacken im Lebenslauf

Wird gesamtdeutsch über deutsche Kunst- oder Literaturgeschichte gelehrt oder berichtet, kommen DDR-Kunst und -Kultur gar nicht darin vor. Wir Ossis erleben täglich in Rückblicken oder Gegenwartsbeschreibungen, dass wir offenbar nicht zu Deutschland gehören, weil DDR-Geschichte nicht Teil der deutschen Geschichte ist, weil DDR-Kultur nicht Teil der deutschen Kultur ist. Deutsch, das schreibt Oschmann eindrücklich, ist immer nur das Westdeutsche, das gleichzeitig das Normale ist. Der Osten ist nicht deutsch, sondern eben „der Osten“ und damit immer automatisch ab- und ausgegrenzt.

Woher dieser herablassende Blick kommt, vergleichbar dem der Sieger auf die Verlierer eines Krieges, ist mir unerklärlich. Ostdeutsche sind nicht reich an Geld, aber reich an Erfahrung. Ich bin 55 Jahre alt, Ostdeutsche in meinem Alter haben fast alle einen Zickzack-Lebenslauf. Auch ich habe diese Zacken im Lebenslauf, vom Kunststudium über einen Reiseveranstalter, Wirtschaftsstudium, Unternehmensberatung, Selbstständigkeit und jetzt im Bundestag. Ich bin eine der zahllosen jungen Frauen, die Anfang der 90er den Osten Richtung Westen verließen, weil wir uns mit Arbeitslosigkeit nicht abfinden wollten.

Mein ganzes Abitur wurde angezweifelt

Frauen im Osten haben in der Zeit des großen Umbruchs oft zuerst ihre Jobs verloren. Wir waren flexibel, wir waren mobil, wir haben uns umgeschult und weitergebildet, wir haben jahrelang auf Kinder verzichtet (nach der Wiedervereinigung gab es im Osten mit 1,4 Kindern pro Frau die niedrigste Geburtenrate, die jemals auf der Welt gemessen wurde), nur um nicht durch das Raster zu fallen, um auf eigenen Füßen zu stehen und unser eigenes Geld zu verdienen.

Wir mussten oft mehr wissen, mehr können und mehr leisten, um Karriere machen zu können. Viele von uns haben ihre ostdeutsche Herkunft verheimlicht, weil sie einer gläsernen Decke gleichkam, denn wo man wusste, woher wir kamen, sind wir oft Vorurteilen begegnet. Ich musste als Einzige Aufnahmeprüfungen in Englisch und Französisch ablegen für mein Zweitstudium in Hessen, weil man meine DDR-Abiturnoten anzweifelte.

Englisch und Französisch in der DDR? Das konnte nicht sein. Mein ganzes Abitur wurde angezweifelt, als ich mich um ein Leistungsstipendium bewarb. „Hier bekommt man nicht Einsen für politisch konformes Verhalten hinterhergeworfen wie in der DDR, für ein Stipendium muss man tatsächlich was leisten“, erklärte mir 1993 die Rektorin.

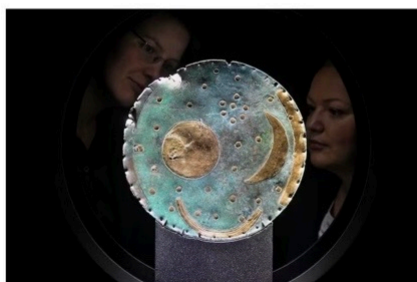
Der Osten interessiert im Westen kaum jemanden

Wir hatten es schwer, aber die meisten von uns haben sich an den eigenen Haaren aus dem Nachwende-Sumpf gezogen. Wir, Männer und Frauen aus dem Osten, haben Transformationserfahrung, wir haben einen Systemwechsel und einen totalen Zusammenbruch erlebt und überlebt, wir wissen, wie schlimm es kommen kann, wenn eine Krise richtig zuschlägt, wir sind daher auch ein kollektives Frühwarnsystem, dessen Warnungen man ernst nehmen sollte.

Von der Nachwendezeit kann man lernen, wie Transformation schiefgehen kann, wenn man Biografien entwertet, oder wie Menschen überfordert werden, wenn man sie mit zu viel Veränderung und zu vielen Lebensrisiken bei zu wenig sozialer Sicherheit allein lässt.

Voneinander lernen setzt aber wirkliches Interesse am anderen voraus. Und noch kann ich da wenig Änderung erkennen. Am 14. September 2023 kam ein Dokumentarfilm über vier ostdeutsche Politikerinnen in die Kinos, „Frauen in Landschaften“ heißt er. Ich bin eine der vier porträtierten Frauen. Der Film bekam sehr gute Kritiken in vielen Medien, sogar in der westdeutschen FAZ und in der Süddeutschen, aber der Verleih beklagt, dass Kinobetreiber im Westen ihn trotzdem nicht zeigen wollen (mit sehr wenigen Ausnahmen), es sei ja ein Ost-Thema, dafür interessiere sich im Westen niemand.

Zu den vier Politikerinnen gehören auch Manuela Schwesig, SPD, eine von nur drei Ministerpräsidentinnen in ganz Deutschland, und Yvonne Magwas, CDU, Vizepräsidentin im Deutschen Bundestag. Aber ihr hoher Rang ist egal, denn sie sind ja „nur Ostdeutsche“ und damit auch als Ministerpräsidentin oder Vizepräsidentin im Bundestag nicht von Relevanz in Nordrhein-Westfalen oder Niedersachsen.



Die Himmelscheibe von Nebra im Landesmuseum Halle/Saale.

Hendrik Schmidt/dpa

Wir brauchen Neugier auf den Osten

Bei einem Jugendcamp wurde ich im August von westdeutschen Jugendlichen neugierig über den Osten ausgefragt, die etwa 20-Jährigen erklärten mir, sie wüssten absolut nichts über den Osten, außer dass er existiert, sie würden nirgends etwas darüber erfahren, auch in der Schule sei die DDR nie Thema gewesen. Ich freute mich über ihre Neugier, sie gab mir Hoffnung, aber dennoch sieht man daran auch, wie sehr unser Teil Deutschlands nicht nur diskriminiert, sondern schlicht ausgeblendet wird, als Blinddarm Deutschlands, den der Westen nur wahrnimmt, wenn er mal wehtut, und den man dann am liebsten herausschneiden würde. Aber wir sind kein Blinddarm und uns kann man nicht entfernen.

Wir sind da und wir wollen gehört und gesehen werden. Das pauschale Erniedrigen, Benachteiligen, Verächtlichmachen muss ein Ende haben. Wir wollen unseren fairen Anteil an Gestaltungsmacht, Mitbestimmung und Deutungshoheit. Wir wollen nicht mehr als „der Ossi“ über einen vorurteilsbehafteten Kamm geschoren werden. Wir wollen gesehen werden in unserer ganzen Vielfalt, mit völlig unterschiedlichen Eigenschaften und Kompetenzen, aber mit vielen geteilten Erfahrungen.

Ich wünsche mir auch, dass man unsere lebendige Gegenwart im Osten Deutschlands wertschätzend wahrnimmt. Vor ein paar Tagen wurden in Berlin 100 ehrenamtliche Initiativen aus dem Osten im Rahmen des „Machen!“-Wettbewerbes ausgezeichnet, 100-mal großartiges Anpacken! Da gab es die Wanderkneipe als Ort für demokratische Geselligkeit in der Nordwest-Uckermark, den Kulturbahnhof im Erzgebirge, ein Parlament der Dörfer in Brandenburg, einen mobilen Jugendklub in Mecklenburg-Vorpommern, in Sachsen-Anhalt werden Lebensmittel gerettet und warme Mahlzeiten für Obdachlose daraus gekocht, in Thüringen gab es einen Preis für eine Kinderstadt. Ausgezeichnet wurde auch der Co-Learning Space in meiner Heimatstadt Fürstenberg (Disclaimer: Ich bin Mitgründerin des Trägervereins havel:lab e.V.), im Niemandsland an der Grenze von Brandenburg zu Mecklenburg-Vorpommern, der einen Beitrag zu mehr Bildungsgerechtigkeit leistet.

In unserem kleinen Ort gibt es auch einen schicken Umsonstladen in bester Lage am Marktplatz, ein offenes Kunstatelier mit Textilwerkstatt, einen großen Makerspace mit Video- und Tonstudio im Keller. Nebenbei wird gerade ein „bedingungsloser Internetzugang für Mensch und Maschine“ vom havel:lab e.V. umgesetzt, mit dem per Richtfunk die Defizite der Breitbandversorgung unabhängig vom Geldbeutel ausgeglichen werden sollen.

Wo im Westen findet man all das in einem 5000-Seelen-Ort? Der Osten, das sind eben auch Möglichkeitsräume, denn hier gibt es Platz und Ideen und Menschen, die einfach mal machen. Das alles kann man sehen, wenn man will. Ehrliche Neugier auf den Osten ist eine der Voraussetzungen für ein weniger vergiftetes Ost-West-Verhältnis, aber notwendig dafür ist auch ein Ende der strukturellen Ausgrenzung und Benachteiligung. Es ist an der Zeit.